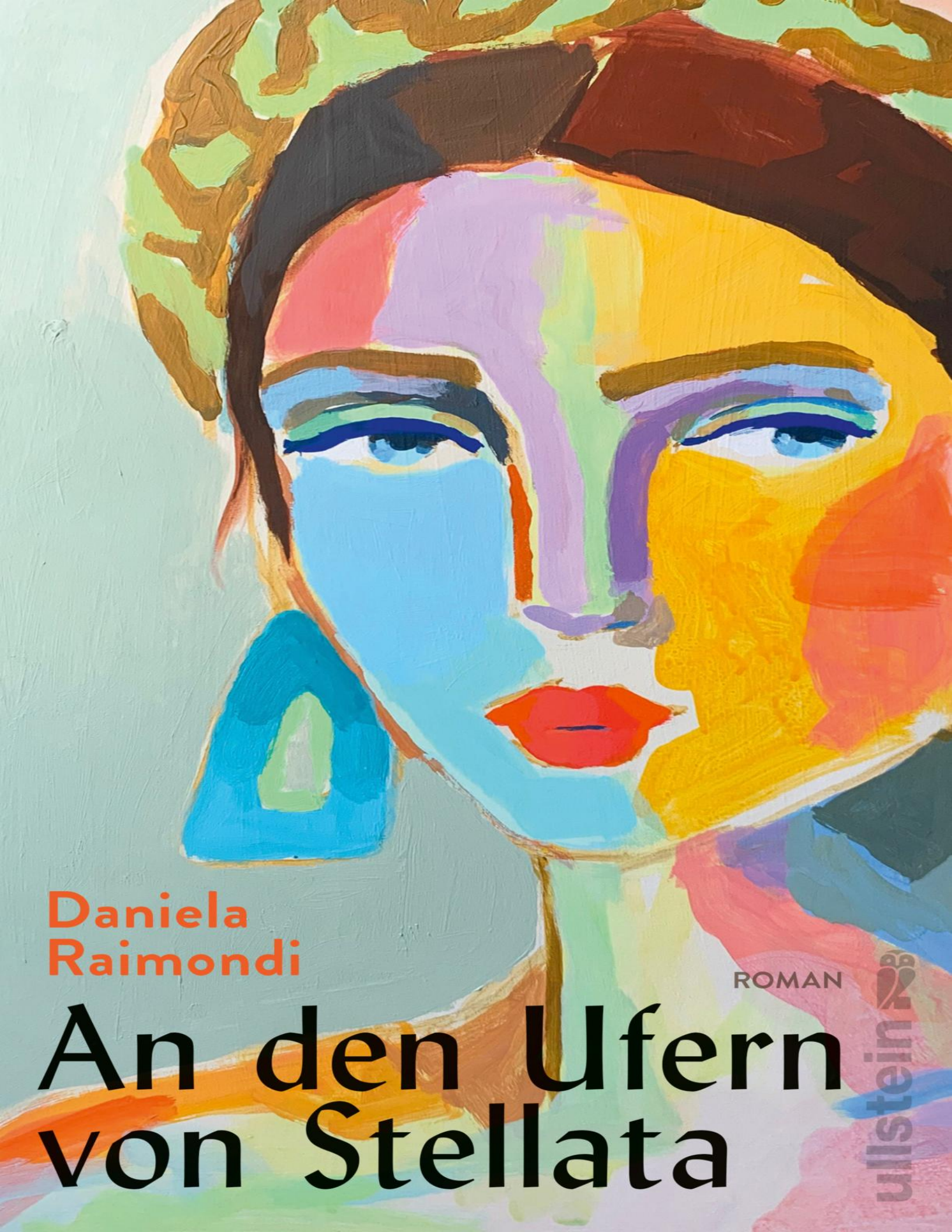




Daniela
Raimondi

ROMAN

An den Ufern von Stellata

ullstein 

Die Autorin



DANIELA RAIMONDI wurde in der Lombardei geboren und verbrachte den größten Teil ihres Lebens in England. Ihr Romandebüt *An den Ufern von Stellata* hat es auf Anhieb auf die italienische Bestsellerliste geschafft, wird von der Presse verehrt und in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Das Buch

Ein Dorf in der Lombardei zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Als ein Wagenzug des fahrenden Volkes nach sintflutartigen Regenfällen gezwungen ist, in Stellata zu überwintern, nimmt das Schicksal seinen Lauf. Der schwermütige Giacomo Casadio verliert sein Herz an Violca, eine Frau mit Federn im rabenschwarzen Haar. Die beiden bekommen einen Sohn, der die Angewohnheit hat, sich mit Toten zu unterhalten. Doch damit nicht genug: Enkel Achill bemisst das Gewicht eines Atemzugs, die kleine Neve kommt mitten im Sommer in einem Schneesturm zur Welt und die kühne Donata vergisst über ihren Idealen bald sich selbst. Für sie alle hält das Leben die Herausforderung bereit, weder den Kopf in den Wolken zu verlieren noch in den Fluten unterzugehen.

Daniela Raimondi

An den Ufern von Stellata

Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *La casa sull'argine. La saga della famiglia Casadio* bei Casa Editrice Nord, Mailand.

© 2020 by Casa Editrice Nord Surl

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Büro für Gestaltung – Cornelia Niere

Umschlagmotiv: © Kelsey Howard

Foto der Autorin: © privat

E-Book Konvertierung powered by pepyrus

ISBN: 978-3-8437-2776-1

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder

strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für Guido

»Im Jahre des Herrn MCCCCXII am 18. Juli kam ein gewisser Herzog aus Ägypten nach Bologna, der auf den Namen Andrea hörte, und mit ihm Frauen, Kinder und Männer seines Landes; wohl an die hundert Personen mögen es gewesen sein.«

Aus der Cronica gestorum ac factorum memorabilium civitatis Bononie,
herausgegeben von Bruder Hyeronimo de Bursellis, gebürtig in der Stadt
Rom anno 1497.

In: Ludovico Antonio Muratori, *Rerum Italicarum Scriptores*, Band 23, 1733.

*»Wir sind aus solchem Stoff wie Träume sind,
und unser kleines Leben ist von einem Schlaf umringt.«*

WILLIAM SHAKESPEARE, DER STURM, 4. AKT, 1. SZENE

Prolog

~

»Die Fremde aus dem Wohnwagen war schuld daran, dass wir zu einer Familie von Bastarden wurden.« Das sagte mir oft meine Großmutter, wenn sie in weißer Schürze und mit aufgekrempeelten Ärmeln am Küchentisch stand, um den Nudelteig auszurollen. Dann begann sie, unsere Geschichte zu erzählen, und ließ dabei die Eier in den Mehlkrater fallen. Eine kleine Bewegung aus dem Handgelenk, *kricks*, ein Ei; noch eine, *kracks*, wieder ein Ei. Sie knetete den Teig und erzählte und weinte und lachte. Sie war sich sicher, es sei die Schuld eines unserer Vorfahren, der vor zwei Jahrhunderten jene Frau geheiratet hatte, dass die eine Hälfte unserer Verwandtschaft eine helle Haut und himmelblaue Augen hatte und die andere mit rabenschwarzem Haar und dunklen Augen auf die Welt kam.

Doch ihre Erzählungen waren nicht das Gefasel einer alten Frau, die in Erinnerungen schwelgt. Die Ankunft der *zingari*, wie man sie damals nannte, in Stellata, dem kleinen Ort, in dem meine Familie ihren Ursprung hat, ist in einem jahrhundertealten Dokument verzeichnet, das bis zum heutigen Tage in den historischen Archiven der Biblioteca Ariostea in Ferrara verwahrt wird.

An dem Tag, als der Wagenzug des fahrenden Volkes im Dorf eintraf, goss es in Strömen, als hätte der Himmel all seine Schleusen geöffnet. Es

war November, und die sintflutartigen Regenfälle dauerten bereits Wochen an. Die Felder standen unter Wasser, und auch die Wege, die Straßen, die Gehöfte und sogar die Piazza waren verschwunden. Die Leute schipperten auf Booten umher, und Stellata hatte sich in eine Art kleines Venedig verwandelt, allerdings in eine elende Ausgabe der Serenissima, die statt Palazzi und Gondeln nur mit heruntergekommenen Häusern und verfaulten Booten aufwarten konnte, die im brackigen Wasser des Flusses dümpelten.

Quietschend hatten sich die Wohnwagen auf den Steg gequält, der wie eine Brücke über den Fluss Po reichte, und waren dann auf dem Dammweg weitergezogen. Von oben prasselte der Regen, und die Pferde sanken mit ihren Hufen tief in den Morast ein. Die Räder blockierten, das Holz knirschte, und am Ende blieben die Wagen im Schlamm stecken. Bis spät in die Nacht hinein ackerten die Männer, um sie zu befreien, doch bei fünf der Gefährte war nichts zu machen, und die Landfahrer mussten im Dorf bleiben, um auf bessere Zeiten zu warten.

Als der Regen endlich nachließ, kamen die Wohnwagen frei, die Räder wurden gewechselt, doch eine Reihe von Vorkommnissen führte dazu, dass sich die Abfahrt der Fremden immer wieder verzögerte: Zuerst musste man den Ausgang einer schwierigen Geburt abwarten, dann erkrankte jemand an der Ruhr, und am Ende verendete auch noch eines der Pferde. Als die *zingari* endlich bereit waren, ihren Weg fortzusetzen, kam der härteste Winter des Jahrhunderts, und das Dorf war im Eis versunken. Sich bei solchen Widrigkeiten auf den Weg zu machen, schien allen ein sinnloses Unterfangen zu sein.

Um sich in der Eintönigkeit des langen Winters Abwechslung zu verschaffen, verdingten sich einige der Landfahrer als Hufschmiede; andere begannen, auf dem Markt Binsenkörbe, Zaumzeug, Siebe und

Tamburine feilzubieten; wieder andere spielten als Musikanten bei Taufen und Hochzeiten auf. Der Frühling kam und ging; im Sommer brach das Fleckfieber aus und schnitt das Dorf von der Außenwelt ab. So gingen die Jahreszeiten ins Land, und im Leben der Landfahrer schlich sich unwiderruflich der Alltag ein.

Fast ohne dass die Bewohner von Stellata sich dessen bewusst waren, wandelte sich der anfängliche Groll gegenüber den Neuankömmlingen, und ihre Anwesenheit wurde zur Gewohnheit. Die Alten starben, Kinder wurden geboren, und die jungen Leute verliebten sich, ohne sich um die Unterschiede zu scheren. Und so kam es, dass im Laufe weniger Generationen bei einem Drittel der Bewohner Stellatas fremdes Blut durch die Adern floss.

Genau hier betritt mein Ururgroßvater Giacomo Casadio die Bühne. In Stellata war er als Einzelgänger bekannt, ein Mann von schwerem Gemüt. Doch die Natur hatte ihn auch mit einer großen Vorstellungskraft gesegnet, und schon bald hatte sich sein Ruf als ein Mann gefestigt, der in die Zukunft sehen konnte. Sein Traum war es, Boote zu bauen, doch nicht etwa die gewohnten schlichten Nussschalen, die man entlang der Ufer des Flusses Po sehen konnte. Giacomo hatte gewaltige Schiffe im Sinn, mit Laderäumen, in denen man nicht nur Korn, Holz, Hanf und kleineres Hofvieh transportieren konnte, sondern auch Kühe und Pferde. Kurz gesagt: Giacomo Casadio schwebte etwas vor, das der Arche Noah sehr nahekam.

Die Idee war ihm schon als kleiner Junge gekommen, als er im Pfarrhaus in einer Bibel blätterte und auf das Bild der sagenumwobenen Arche stieß, die zum Auslaufen bereit war. Es war ein wunderschönes Schiff mit einem gewaltigen runden Bauch, die Köpfe von Löwen und Giraffen spähten aus den Fensterluken, weiter unten, noch an Land,

warteten geduldig die Enten, die Hähne und Hühner, dann paarweise die Ziegen, Dromedare, Schafe und Esel. Ein Schiff, das der großen Sintflut die Stirn bieten und alle Lebewesen der Erde retten konnte! Genau dieses Bild aus der Bibel hatte seine Wurzeln in Giacomos Vorstellungskraft geschlagen, und kaum war er zum Jüngling herangewachsen, begann er, im Hof Archen zu bauen. Er hatte lange darüber nachgedacht: Schon immer war der Fluss das schnellste Transportmittel für das rege Hin und Her von Menschen, Karren und Vieh gewesen; und dann waren da auch noch die Fischer, die Froschfänger, die Sandgräber ... In Stellata, an einer Stelle, wo der Po breit und tief war, könnte ein großer Flusshafen entstehen ...

Drei Jahre hatte es gedauert, um sein Projekt zu vollenden. Als die Arche fertig war, wartete Giacomo auf den 4. Dezember, den Tag der heiligen Barbara, der Beschützerin der Seeleute, um das Schiff zu Wasser zu lassen.

An jenem Morgen herrschte große Aufregung in Stellata. Das gesamte Dorf stand auf dem Damm, um sich das Spektakel nicht entgehen zu lassen. Selbst der Priester samt Kruzifix, Messdienern und Weihwasser war angerückt. Ein gewaltiger Karren, von zwölf Ochsen gezogen, schleppte das Schiff zum Fluss. Kaum war sein morastiges Ufer erreicht, traten die stärksten Männer des Dorfes auf den Plan und ließen die Arche auf Baumstämmen, die immer wieder von hinten nach vorne gerollt wurden, zuerst vom Karren und dann am Ufer entlanggleiten. Es wurde gestaunt und geschrien und angefeuert, es gab bange Momente des Wankens und des Zitterns, doch am Ende glitt die Arche gemächlich in die Fluten des Po. Applaus und Jubelrufe brandeten am Ufer auf.

Mit dem schlenkernden Gang, der ihm eigen war, und siegesgewisser Miene ging Giacomo an Bord. Seine himmelblauen Augen funkelten, als er

die am Ufer versammelte Menge mit stolzgeschwellter Brust grüßte. Niemals in seinem Leben hatte er ein solches Glück empfunden.

Doch leider kam die Arche nicht weit; in weniger als einer Stunde war sie bereits auf Grund gelaufen.

Der Mann verfiel in einen Zustand tiefer Niedergeschlagenheit, der den gesamten Winter anhielt. Seine Familie war so beunruhigt, dass der Vater ihn am Ende dazu ermutigte, Giacomo solle seinen Grips anstrengen und es noch einmal versuchen. Das nächste Mal würde er seine Arche bis zum Meer bringen. »*At ghè 'na testa fina. La próxima volta la to barca at' la porti fin al mar!*«, sagte er im Brustton der Überzeugung.

Angetrieben von dieser Ermunterung, überwand Giacomo seine Enttäuschung und begann mit dem Bau einer zweiten Arche, doch auch damit hatte er kein Glück. Am Ende zimmerte er ein halbes Dutzend dieser Schiffe, doch sie alle erlitten das gleiche Schicksal und sanken. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, hielten sich immerhin zwei tagelang über Wasser, und mit der sechsten Arche erreichte Giacomo sogar Comacchio und das Delta des Flusses Po, doch genau in dem Moment, als er glaubte, sein Vorhaben sei geglückt, begann das Schiff, mit Wasser vollzulaufen, und sank innerhalb weniger Stunden. An jener Stelle war das Wasser des Flusses so seicht, dass sich noch Generationen später die Nachkommen der Aalfischer, die Zeugen der Havarie wurden, erzählten, ihre Vorfahren hätten den Großmast des Schiffes aus dem Wasser ragen sehen.

Zwischen einem Scheitern und dem nächsten erlebte Giacomo Monate der Erschöpfung, die so sehr an seinen Kräften zehrten, dass er nicht einmal in der Lage war, Feldarbeit zu verrichten, bis urplötzlich wieder eine Zeit der Begeisterung kam, der Traum vom Bau einer Arche ihn erneut verfolgte und zum Besessenen machte. Irgendwann kam der Moment, an

dem auch der Vater die Geduld verlor. *»Adès basta! At zsé sta bon ad fundáran sié. Tuti zo in d'al Po com ad li predi!«*

Doch auch wenn alle sechs Schiffe, wie sein Vater sagte, wie Steine im Flusse Po ersoffen waren – Giacomos Traum war groß, und seine Eltern wussten, dass der Bau von Archen das Einzige war, das ein wenig Glück ins Leben ihres Sohnes bringen konnte, so schwermütig, wie er schon im Bauch seiner Mutter gewesen war. Und so kam es, dass sich der Hof erneut innerhalb weniger Monate in eine Schiffswerft mitsamt Gerüsten, Bretterstapeln, ganzen Eimern voller Nägel, Seilen, Zangen, Sägen und kunterbunten Taurollen verwandelte. Und mitten in diesem Tohuwabohu aus Holzteilen und Werkzeug war Giacomo am Hobeln und Nageln, am Kleben und Verfugen. Jedes Mal, wenn er wieder eine Arche fertig hatte, wartete er gewissenhaft auf den Barbara-Tag, um das Schiff zu Wasser zu lassen, doch die Patronin der Seeleute hatte einfach nicht vor, ihm zu Hilfe zu eilen, und die Schiffe landeten samt und sonders auf dem Grund des Flusses.

Wenn er nicht auf den Feldern arbeitete oder mit dem Bau eines neuen Schiffes beschäftigt war, verbrachte Giacomo seine Zeit mit sich allein. Freunde hatte er nur wenige, und vor Frauenzimmern hatte er einen solchen Respekt, dass er fünfundvierzig Lenze alt wurde, ohne jemals eine Verlobte gehabt zu haben. Dann, während eines Dorffestes, lief ihm eine *zingara* über den Weg, eine junge Frau aus dem fahrenden Volk, die ihm schon vor einer Weile aufgefallen war – groß gewachsen, von biegsamer Gestalt und mit einer wilden Mähne pechschwarzen Haares gesegnet, das ihr bis zur Leibesmitte reichte. In Stellata sah man sie nur mit keckem Auftreten, in bunten Pluderhosen, einer Vielzahl von Fasanenfedern im Haar, auffallenden Ringen an den Händen und mehreren Ketten um den Hals. Giacomo war ihr, eingeschüchtert von ihrer Überheblichkeit, immer

aus dem Weg gegangen; außerdem waren ihm diese fremdartigen Leute nicht geheuer. Doch an jenem Tag trat die *zingara* direkt auf ihn zu und blickte ihm tief in die Augen. Er zuckte erschrocken zusammen, als sie das Wort an ihn richtete, und versuchte, sich aus dem Staub zu machen, doch die Frau packte ihn am Arm und hielt ihn fest. »Wo willst du hin? Ich fresse dich nicht. Ich will dir nur aus der Hand lesen.«

»*Lasa pèrdar*, lass gut sein. Mein Schicksal kenne ich auch so, das brauchst du mir nicht zu sagen.«

Wieder versuchte er zu entfleuchen, doch das Mädchen gab sich nicht geschlagen und schnappte nach seinen Händen. »Lass mich sehen. Violca irrt sich nie.«

Doch sie las ihm nicht aus der Hand. Stattdessen betrachtete sie seine Handflächen, nahm seine Hände in ihre, riss die Augen auf und verkündete: »Ach, da bist du ja endlich! Jahrelang habe ich auf dich gewartet!«

Nur wenige Monate später war Violca guter Hoffnung, und gegen den Willen beider Familien traten die zwei vor den Traualtar.

~ 1800 ~

Es war ein Dorf mit wenigen Hundert Einwohnern, das zwischen der Straße und dem Fluss lag; ein armes Dorf, das allerdings einen so wunderschönen Namen hatte, dass man glaubte, er sei erfunden. Denn abgesehen von seinem sternenfunkelnden Namen war an Stellata nur wenig Poetisches: eine Piazza mit Bogengängen, ein bescheidenes Kirchlein aus dem vierzehnten Jahrhundert, zwei Trinkbrunnen sowie die Ruinen einer alten Festung gleich am Fluss. Nur wenige wussten von seinem glorreichen Ursprung. Seit dem Mittelalter hatte Stellata aufgrund seiner Lage direkt am Flusse Po, dort, wo das Veneto, die Lombardei und die Emilia-Romagna aufeinandertrafen, als strategischer Punkt zur Verteidigung gegen die Eroberungsversuche von Venedig und Mailand gedient. Lucrezia Borgia war auf ihren Reisen gen Mantua des Öfteren dort vorbeigekommen, und auch der Sohn des Ariost hatte in Stellata gelebt. Doch davon hatte nur Don Mario, der Priester des Ortes, Kenntnis, auch weil die Hälfte des Dorfes weder lesen noch schreiben konnte und es der anderen Hälfte sowieso ein Rätsel war, wieso der Dichter im dreiundvierzigsten Gesang seines *Rasenden Roland* ausgerechnet diesen armseligen Weiler erwähnt hatte:

*Melara bleibt am Uferrand zur Linken;
Sermide folgt am rechten hinterdrein;
Figarolo, Stellata draufsich zeigen,
Wo sich des zorn'gen Flusses Hörner neigen.*

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab es den hölzernen Übergang zwischen Ficarolo und Stellata noch. Es handelte sich um eine schwimmende Brücke, bestehend aus alten hölzernen Booten, die durch dicke Taue miteinander verbunden waren; wahrscheinlich unterschied sich der Steg nicht allzu sehr von dem, den Ariost Jahrhunderte vorher beschrieben hatte. Von der Festung hingegen waren nur morsche Balken, eingesunkene Dächer und jede Menge Schafskacke geblieben, die allerorten verstreut war.

Die Familie Casadio lebte direkt außerhalb des Dorfes, in einer kleinen Ortschaft, die wegen des nahen Kanals, der quer durch ihr Land verlief und die Grenze zwischen den Provinzen Ferrara und Mantua kennzeichnete, *La Fossa* genannt wurde. Ihr Haus war ein Backsteinbau, wie man ihn in der Po-Ebene oft findet, mit einem Bogengang, großen Zimmern und hohen Decken. Es gab einen Heuboden, den Stall, den Hof aus gestampftem Lehm, einen Schweinestall und den Weingarten. Die Mauern waren unverputzt und von kleinen Fenstern durchbrochen; von Mai bis Oktober blieben die Läden geschlossen, um Fliegen und Hitze fernzuhalten.

Nach der Hochzeit mit Giacomo zog Violca zu ihnen. Die Schwiegereltern hatten ihre Mühe, sich an die sonderbaren Gebräuche des neuen Familienmitglieds zu gewöhnen. Die *zingara* hingegen ließ sich nicht auf Kompromisse ein: Sie trug weiterhin ihre bunten Pumphosen und schmückte sich das Haar mit Fasanenfedern. In der Früh tauchte sie mit einem alten Mörser in der Hand in der Küche auf und verbrachte

Stunden damit, Aufgüsse aus sonderbaren Kräutern und Wurzeln herzustellen.

Außerdem widmete sie sich ausgiebigen Putzritualen, die jegliche Verunreinigung beseitigen sollten.

»Wie können wir ruhig hier leben, wenn es immer noch etwas gibt, das *marhime* ist?«, sagte sie wiederholt.

»Mari...was?«, fragte ihre Schwiegermutter beunruhigt.

Was denn nun dieses *marhime*, das in der Sprache der *zingari* »verunreinigt« hieß, bedeutete und was nicht, hing mit der Trennung zwischen dem Inneren und dem Äußeren des Hauses zusammen. Während Violca dafür sorgte, dass die Zimmer des Hauses blitzblank und aufgeräumt waren, oblag es den übrigen Mitgliedern der Familie, sich um die Ställe und die Tenne zu kümmern, denn Abfälle oder Ausscheidungen von Tieren auch nur zu berühren, stellte für die junge Frau eine der schlimmsten Formen von Verunreinigung dar. Auf den Feldern arbeitete sie nie, denn für das fahrende Volk war die Bestellung des Landes tabu; andererseits wandte sie allergrößte Mühe für die Zubereitung von Speisen auf, obgleich ihrer Ansicht nach nur wenige Tiere verspeist oder auch nur berührt werden sollten. Hunde und Katzen verabscheute sie, weil sie sich leckten und deshalb unrein seien. Von allen Sorten Fleisch war ihr das des Igels am liebsten – eines Tieres, das bei ihren Leuten als das allerreinste galt, eben weil es sich wegen seiner Stacheln nicht selbst belecken konnte.

Eine weitere seltsame Angewohnheit Violcas war es, jeden Abend eine Schale mit Milch auf die Treppenstufe vor der Haustür zu stellen.

»Was machst du denn da?«, fragte Giacomo sie, als er sie zum ersten Mal dieses Ritual vollziehen sah.

»Das ist für die gute Schlange«, antwortete Violca in aller Seelenruhe.

Die *zingari* glaubten, im Fundament eines jeden Hauses wohne eine gute Schlange mit weißem Bauch und Zähnen, die kein Gift verspritzten, und waren der Ansicht, das gute Tier schlängele sich jede Nacht um die schlafenden Menschen herum, um sie zu beschützen und ihnen Glück zu bringen. Käme die Schlange jedoch zu Tode, so würde jemand in der Familie sterben, während die anderen von Pech und Unglück heimgesucht würden. Aus diesem Grund stellte Violca immer ein wenig Milch vor die Tür, um der Schlange zu danken und sie für ihre nächtlichen Schutzmaßnahmen zu stärken.

»*C'la sigagna l'è tuta mata!* Diese *zingara* ist vollkommen verrückt!«, beklagten sich die Schwiegereltern. Zugleich jedoch beobachteten sie mit Wohlgefallen die Veränderung, die die junge Frau in Giacomos Leben gebracht hatte. Jener Sohn, der doch immer so schwermütig gewesen war, trällerte auf einmal jeden Morgen, wenn er sich rasierte, und des Nachts empörte er die Familie mit dem unmissverständlichen Gerumpel und Gestöhne, das aus seinem Schlafzimmer zu hören war. Allein der Liebe zu Giacomo war es zu verdanken, dass seine Eltern lernten, mit den Sonderbarkeiten ihrer Schwiegertochter zu leben. Und sie mussten auch zugeben, dass Violcas geheimnisvolle Tränke ihre Wirkung nicht verfehlten.

»Ich bin eine *drabarno*, und jede *drabarno* kennt sich mit dem Heilen aus«, versicherte die junge Frau. »Ich weiß, wie es bei den Pferden geht, dann klappt es auch bei den Menschen. Wenn zum Beispiel ein Pferd Bauchweh hat, dann braucht man jemanden, der die Finger so hat, siehst du? Dass Zeigefinger und kleiner Finger sich ohne Mühe am oberen Glied berühren können. Du nimmst von dem Stroh, das unter dem Pferd liegt, genau so mit den Fingern, und wirfst es auf das kranke Tier. Dann noch einmal und noch einmal. Dreimal, dann ist das Pferd geheilt. Bei einem

Menschen braucht man allerdings auch noch einen Fuchskopf, nur den Schädel, und lässt ihn daraus dieses Gebräu trinken. Hier, haltet mal«, sagte sie zu ihrem Schwiegervater. »Aus diesem Fuchsschädel haben sogar schon Kinder getrunken, und einen Doktor hat man noch nie gebraucht. Und jetzt kaut das hier.«

»*Cus a ghè déntar?*«, erkundigte sich der Schwiegervater argwöhnisch nach den Bestandteilen der Arznei, die er da in den Mund nehmen sollte.

»Ich mache Senfpulver und den Saft einiger Wurzeln dran. Dann rolle ich Kügelchen daraus, und die müsst Ihr vor und nach dem Schlafen schlucken. Das nimmt Euch das Feuer aus den Lungen. Und jetzt spricht mir nach: ›Jesus wurde getroffen, die Dämonen haben sich auf seine Brust gesetzt, doch Gott hat sie vertrieben. Ein Dämon sitzt auf meiner Brust. Weiße Frauen, haltet ihn fern von mir und legt einen großen Stein auf ihn!‹«

»Es gibt keinen Gott!«, entgegnete der alte Mann und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Ist mir egal, ob Ihr an ihn glaubt oder nicht. Hauptsache, herunter damit!«, sagte Violca, ohne mit der Wimper zu zucken.

...

Am achtzehnten Tag des dritten Monats im neuen Jahrhundert erblickte das einzige Kind von Giacomo und Violca Casadio das Licht der Welt: ein Junge von vier Kilo, mit rabenschwarzem Haar und dem wilden Blick seiner Mutter. Noch von der Geburt besudelt, schlug das Kind die Augen auf und schaute sich mit so durchdringendem Blick im Zimmer um, dass es die Hebamme in Angst und Schrecken versetzte.

»Heilige Muttergottes ... *Al gà du oc cal par un vec!* Der hat ja die Augen eines alten Mannes!«, rief die Frau aus.

Nicht einmal weinen wollte der neue Erdenbürger. Stattdessen drehte er den Kopf nach rechts und nach links und schaute sich in aller Seelenruhe die Welt da draußen an, all das Neue, das auf einmal vor ihm lag.

Viollica hob ein Stückchen Nabelschnur auf und erklärte: »Wenn das getrocknet ist, nähe ich es in ein Säckchen und hänge es ihm um den Hals. Das bringt ihm Glück.«

Kaum war das Kind gewaschen, legte sie es sich an die rechte Brust, die Seite, die für Wahrheit, Glück und das Gute stand. Als dann der Moment kam, einen Namen zu wählen, verkündete sie: »Wir nennen ihn Dollaro.«

»Was soll das denn für ein Name sein?«, fragte Giacomo.

»Das erinnert an eine Münze. Wenn wir ihn so nennen, wird er niemals Hunger leiden.«

...

Auch Don Mario meldete Zweifel an der Namenswahl an; er konnte nicht vorausahnen, dass mit jener Taufe ein Jahrhunderte währender Krieg der Pfarrgemeinde gegen die extravaganten Namen vom Zaun gebrochen würde, die die Casadios ihren Neugeborenen gaben.

»Das Geld ist der Haufen, den der Teufel macht! In meiner Kirche wird kein Dollaro die heilige Taufe empfangen!«, tönte der Priester. »Es braucht den Namen eines Heiligen, der das kleine Wesen beschützt und ein gutes Vorbild ist, sonst ist nichts zu machen.«

Er gab Giacomo und seiner Frau ein Buch, das die Namen aller von der Kirche anerkannten Heiligen mitsamt dem Tag enthielt, der ihnen

gewidmet war, sowie eine Liste der Wunder, die ihnen zugeschrieben wurden.

Doch das Paar schaffte es nicht über die ersten Zeilen hinaus. Nach Abbondio, Abraham und Abruncolo blieb Violca beim heiligen Acario hängen, dem Schutzpatron der schwierigen Charaktere; ihn konnte man anrufen, wenn Wahnsinn drohte, und er half auch ausgezeichnet, um unglückliche Eheschließungen zu vermeiden und Zorn erst gar nicht aufkommen zu lassen. Das schien Violca ein guter Heiliger zu sein, die Wunder, die er wirkte, waren eine feine Sache, und deshalb gab sie am Ende ihre Zustimmung. So kam es, dass der Junge Acario getauft wurde, ihn jedoch während seines langen Lebens niemand unter einem anderen Namen kannte als Dollaro.

Doch Violcas Sohn würde nicht nur die Nachbarin, die ihn aus dem Bauch seiner Mutter gezogen hatte, in Erstaunen versetzen. Binnen kurzer Zeit hatten die Casadios begriffen, dass von ihrem Blut nur wenig durch seine Adern floss: Vielleicht hatte er den schwächtigen Körperbau von ihnen geerbt, die Art, beim Gehen ein wenig zu schlurfen, und die Tatsache, dass er immer in Gedanken versunken war. Ansonsten jedoch war der kleine Junge Erbe des geheimnisumwobenen Universums seiner Mutter. Noch bevor er sich auf den Beinchen halten konnte, lernte er sprechen und erwies sich als große Plaudertasche, deren Strom aus Worten schier unversiegbar war. Für Dollaro war das Wort keine Notwendigkeit, es war seine Berufung. In dem Moment, in dem er die Augen aufschlug, begann er, mit jedem zu reden, der gerade zur Hand war, und wenn niemand da war, redete er mit sich selbst.

Auch Violca hatte mit dem Sprechen begonnen, noch bevor sie ein Jahr gewesen war; deshalb hatte es in der Sippe, in der sie geboren war, geheißt, sie sei von einem Dämon besessen, und alle hatten Angst vor ihr.

Dass auch Dollaro besessen sei, dachte niemand, nicht einmal der Priester, der den Kleinen herzlich lieb gewann und ihn im Lauf der Jahre sogar selbst mit jenem gotteslästerlichen Namen anredete, den er zu Beginn abgelehnt hatte. Vom Teufel besessen war Dollaro nicht, nein. Aber sonderbar war er ganz gewiss. Er konnte mit den Tieren sprechen, und ebenso wie seine Mutter hatte er die Gabe, Dinge oder Tiere, die verschwunden waren, wiederzufinden. Es war keine Seltenheit, dass irgendein Nachbar an die Tür der Casadios klopfte, der Hilfe brauchte, weil ihm zum Beispiel sein Pferd abhandengekommen war: »*Viollica, a m'è sparì al cavál.*«

Dann brachte diese Dollaro ans Ufer des Po, hielt ihn über die Fluten und sprach: »O Nivaseya, bei den schwarzen Augen dieses Kindes, bei seinem dunklen Blut, wo ist das Pferd? Rein ist es, dieses Kind, rein wie die Sonne, wie das Wasser und der Mond und die frischeste Milch. Sag mir, Nivaseya, bei den schwarzen Augen meines Sohnes: Wo ist es, das Pferd?«

Noch bevor es Abend wurde, kehrte das Tier mit Sicherheit nach Hause zurück, oder sein Besitzer fand es irgendwo auf dem Weg.

Doch nicht einmal seine Mutter wusste, dass Dollaro auch die Stimmen der Toten hören konnte. Schon mit weniger als fünf Jahren ging der Junge auf den Friedhof, wartete, bis alle Besucher gegangen waren, und setzte sich dann zwischen die Gräber, um den Seelen zu lauschen, die miteinander plauderten. Niemals richteten sie das Wort an ihn, noch schienen sie überhaupt seiner Anwesenheit gewahr zu sein. Eines Nachmittags jedoch antwortete ein Mädchen auf sein Geplapper. Es hieß Susanna und sagte ihm, es sei schon lange unter der Erde gewesen, als er auf die Welt kam. Von jenem Tag an machte es sich Dollaro zur Gewohnheit, sie zu besuchen.

»Susanna, wie geht es dir? Ist dir kalt da unten?«, fragte er sie zum Beispiel.

»Wenn es regnet, tröpfelt mir das Wasser in die Augen, aber das ist nicht wichtig, weil wir hier unten weder Kälte noch Hitze spüren. Aber die Sonne fehlt mir.«

»Hast du denn nie Hunger?«

»Nein, nie. Aber du, was isst du da?«

»Ich habe Brombeeren gesammelt.«

»Ah, wie lecker. Sag mir, nach was sie schmecken.«

»Sie schmecken ... sie schmecken nach Brombeeren. Hier, probier mal.«

Dollaro nahm ein paar Beeren in die Faust und drückte den Saft aus den kleinen Früchten, sodass er auf die Erde tropfte. Susanna lachte, auch wenn ihr Mund die Süße nicht kosten konnte. Doch nicht alle Toten waren wie sie. Manchmal kam über dem Kirchhof die Seele einer Verrückten vorbeigeflogen. Dann bebten die Blätter in den Bäumen, ein Wind kam auf, der so stark war, dass er die Zypressen fast zum Boden bog und alles wegwehte – die Blätter der Pappeln, Blüten, Holzspäne, Samen von den Feldern.

»Aber warum schreit sie denn so?«, fragte Dollaro.

»Das ist Virginia. Sie ruft nach ihrem toten Kind. Am Tage seines Begräbnisses hat sie sich das Leben genommen, und seither sucht sie nach ihm.«

Als Virginias Seele an ihm vorbeikam, mischten sich ihre Schreie unter das Getöse des Donners und das Brausen des Windes, die jedes Mal auf ihr Klagen folgten.

»Ich hasse diesen Regen! Hör nur, wie er prasselt! Die Blumen sind alle tot, und mein Kind, es weint ... Wo ist es jetzt? Hört ihr es ... Es hungert nach meiner Milch ... Wo ist es? Wo? Wo?«

Dann endlich verhallte die schreckliche Stimme. Der Wind ließ nach, in den Wipfeln der Bäume wurde es still. Dollaro verstummte, seine Beine zitterten. Dann rief er nach Susanna, um sich Mut zu machen, doch seine Freundin gab ihm nur selten Antwort; vielleicht war sie eingeschlafen. Da schaute er nach oben: Der Himmel leuchtete wieder blau. Ein Schwarm Schmetterlinge fiel vor seinen Füßen zu Boden. Die bunten Farben ihrer Flügel bedeckten die Gräber.

...

Seit sie mit Giacomo verheiratet war, hatte Violca die Beziehungen zu ihrer ursprünglichen Familie abgebrochen. Obwohl sich die dunkelhäutigen Fremden mittlerweile an die hiesigen Gepflogenheiten gewöhnt hatten, lehnten viele von ihnen gemischte Ehen noch immer ab. »Wenn du einen *gagé* heiratest, wird dir und deinen Kindern unsere Tür für immer verschlossen bleiben«, hatte ihr Vater ihr mitgeteilt. Und so war es gekommen; selbst Dollaros Geburt hatte die Bande zu ihrer Familie nicht flicken können.

Die Liebe, die sie für Giacomo empfand, half der Frau, jene Trennung zu verwinden. Die fremden Gepflogenheiten wollte sie deshalb jedoch niemals ablegen, auch wenn es am Ende gerade sie es waren, die Sand in das Getriebe ihrer Ehe brachten. Giacomo erlaubte seiner Frau, sich auf ihre exzentrische Weise zu kleiden, untersagte ihr jedoch, der Wahrsagerei nachzugehen; und so musste Violca schweren Herzens ihre Tarotkarten in einem Holzkästchen ganz tief im Schrank verstauen.

Dollaros Erziehung war ein weiterer Reibungspunkt. Während die Casadios Wert auf Gehorsam und Disziplin legten, wollte die *zingara*, dass ihr Sohn frei und selbstbewusst aufwuchs. Deshalb erlaubte sie ihm schon

im Alter von fünf Jahren, bis in den späten Abend hinein im Dorf unterwegs zu sein, und kaum konnte er sich über Wasser halten, ließ sie ihn ganz allein im Fluss schwimmen gehen.

»Er ist gerade mal sechs Jahre alt! Willst du denn, dass er ersäuft?«, tadelte Giacomo sie.

»Ihm wird schon nichts passieren. Ich bringe ihm Freiheit und Mut bei.«

Als für den Jungen die Zeit gekommen war, in die Schule zu gehen, versuchte sich Violca zu widersetzen. »Wozu soll das gut sein? Um ein Mann zu werden, bedarf es anderer Dinge.«

»Dollaro wird in die Schule gehen wie jeder andere gute Christenmensch. Und damit hat sich der Fall«, beharrte Giacomo. Und dieses Mal behielt er die Oberhand.

Diese kleinen Scharmützel konnten der Harmonie zwischen dem Paar keinen Abbruch tun, doch selbst ihre Liebe schaffte es nicht, die tiefe Traurigkeit, die seit seiner Geburt auf Giacomo lastete, zu überwinden. Weder halfen die Tränke seiner Frau noch ihre Ergebenheit oder die Zuneigung seines Sohnes. Es kam der Tag, an dem nicht einmal mehr der Gedanke, mit dem Bau einer neuen Arche zu beginnen, einen Funken der Begeisterung in dem Mann zu wecken vermochte. Ganze Tage verbrachte er im Haus, ohne ein Wort zu sagen. Er hörte auf zu arbeiten, dann auch zu essen und am Ende zu leben.

In manchen Nächten wachte Violca plötzlich auf und sah ihn mit kreidebleichem Gesicht, die blauen Augen weit aufgerissen, neben dem Bett stehen. »Jesus! Was machst du denn da?«, bebt sie.

»Ich hänge mich am Kakibaum auf, dann bist du wenigstens frei!«

»Was redest du denn da? Komm ins Bett, sonst holst du dir noch eine Lungenentzündung«, schimpfte sie ihn.

Giacomo zuckte mit den Achseln, hüllte sich in seinen dicken Mantel und verließ das Haus. Der dichte Nebel verschluckte ihn sofort. Auf der Straße zum Damm traf er auf die Störfischer. Sie kamen, wenn es noch dunkel war, und zogen auf Karren die großen Netze für den Fischfang hinter sich her. Manche der Netze waren achtzig Meter lang und so schwer, dass man sie nur mit Mühe auf den Karren unterbringen konnte. Giacomo sah, wie einige der Männer ihre Boote zu Wasser ließen und in die Mitte des Flusses ruderten, bis sie in der Nacht verschwunden waren. Wenn ihnen ein ausgewachsener Stör ins Netz ginge, würde es vieler Arme bedürfen, ihn an Bord zu hieven; tatsächlich gab es Störe, die über vier Zentner auf die Waage brachten.

Giacomo blieb auf dem Damm stehen und hielt den Blick aufs Wasser gerichtet, doch es war so dunkel und neblig, dass er nichts erkennen konnte. Nur die Stimmen der Fischer und das Klatschen der Netze, wenn sie in die Strömung geworfen wurden, waren zu hören. Wenn ihnen das Glück hold war, würden die Männer ein paar dicke Störe fangen und sich den Verdienst teilen. Mit dem Verkauf eines einzigen dieser großen Fische konnte sich eine Familie mehrere Wochen über Wasser halten.

Giacomo kehrte nach Hause zurück, als es am Himmel hell wurde. Er schlüpfte leise ins Bett, um seine Frau nicht zu wecken, und verbrachte Stunden damit, an die Decke zu starren. Über ihm breiteten sich die feuchten Flecken an der Wand aus wie ungeheuerliche Blüten, dann endlich stahl sich der fahle Schein der Sonne durch die Fensterläden. Giacomo dachte an die Störe, die bis zu hundert Jahre alt werden konnten. Was machten sie eigentlich die ganze Zeit? Hundert Jahre lang, und er wusste nicht einmal, wie er diesen einen Tag ertragen sollte.

Auch dass er jetzt einen Sohn hatte, brachte ihm keinen wirklichen Trost. Oft war ihm Dollaros Anwesenheit lästig, und sein ewiges Geplapper

ertrug er nur schwer. »*Tasi!* Schweig! Wenn nicht, dann schneid ich dir die Zunge aus dem Mund und geb sie dir zu essen«, brüllte er ihn manchmal an.

Doch seine Wutausbrüche taten ihm schnell wieder leid. Er schaute den Jungen an, der sofort verstummt war, schloss ihn in die Arme und drückte ihn so fest, dass es ihm wehtat. »*La colpa l'è mea*«, entschuldigte er sich, nahm den kleinen Dollaro an die Hand und ging mit ihm am Fluss spazieren.

Seite an Seite schlenderten sie über den Damm, ohne ein Wort zu sagen: mit dem gleichen schlenkernden Gang, die Augen fest auf den Boden gerichtet, als suchten sie nach einem verborgenen Schatz. Sie stiegen zwischen Brombeerhecken und Holunderbäumen vom Damm hinab, durchquerten den Pappelwald und kamen zu der Flussaue, die im Winter mit einer dicken Eisschicht bedeckt war. Dollaro blickte in das seichte Wasser, fasziniert von den kleinen Dingen, die unter der glitzernden Oberfläche blinkten: ein Ahornblatt, eine Ähre, ein totes Fischlein.

»Pa', wo gehen eigentlich die Fische schlafen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht schlafen sie nicht. Vielleicht sind sie ja nie müde.«

Giacomo hingegen war zu müde, um weiterzugehen, und einige Tage später hängte er sich auf. Nicht am Kakibaum hinter dem Haus, wie er so viele Male angekündigt hatte, sondern an einem Balken im Schlafzimmer.

Man fand ihn, als er noch hin und her schaukelte, zog ihn herunter und legte den Leichnam auf den großen Eichentisch in der Küche. Violca bestand darauf, ihn allein herzurichten. Sie schickte alle aus der Küche und machte die Tür zu. Sie wusch ihn, zog ihm den Anzug aus dunklem Tuch an, den er bei ihrer Hochzeit getragen hatte, und versuchte, die

Zeichen seines letzten Kampfes am Hals zu verbergen, ebenso wie sie gerne den traurigen Ausdruck in seinem Gesicht gelöscht hätte, den nicht einmal der Tod ihm hatte nehmen können. Aus dem Zimmer nebenan hörte die Familie sie schluchzen und ihr Schicksal verfluchen, hörte die Liebesworte, die sie ihrem Mann zuflüsterte, und die Vorwürfe, die sie ihm machte, weil er sie mit einem heranwachsenden Kind alleingelassen hatte.

»Wo ist Dollaro?«, fragte auf einmal die Schwiegermutter. In ihrer Erschütterung hatten sie den kleinen Jungen ganz vergessen. Sie begannen, ihn überall im Haus zu suchen, riefen nach ihm, doch vergeblich. Als Violca die Tür öffnete, teilten sie ihr aufgeregt mit, dass Dollaro nicht aufzufinden sei. Die *zingara* konzentrierte sich, versuchte, ihren Sohn mit der Kraft ihrer Gedanken zu finden, und machte sich dann entschlossen auf den Weg zum Friedhof.

Dollaro saß auf dem Grab eines Mädchens, den Rücken gebeugt, das Kinn gesenkt. Auf Violca wirkte er auf einmal viel zarter und irgendwie steif, wie gelähmt. Einen Moment lang sah er aus wie ein kleiner alter Mann.

»Was machst du denn hier? Du hast uns allen einen Mordsschrecken eingejagt«, schimpfte sie.

Dollaro hob das Gesicht. Seine Augen waren gerötet, und er wirkte verängstigt. Violca ging vor ihm in die Knie und umarmte ihn, ohne ein Wort zu sagen.

...

Bei der Totenwache betrachteten die Verwandten lange die untröstliche Miene, die Giacomo noch immer auf dem Gesicht trug. Sie ließen ihn nicht

aus den Augen, selbst als vom Glockenturm an der Piazza drei Schläge ertönten.

»Es wäre besser, wenn wir uns für ein paar Stunden aufs Ohr legen«, schlug Viollca vor.

Sie löschten die Lichter, eine Öllampe nach der anderen. Nur die vier dicken Kerzen an den Ecken des Tisches, auf den man Giacomo gebettet hatte, blieben angezündet. Alle verließen das Zimmer und legten sich zu Bett.

Ein paar Minuten später quietschte die Küchentür. Dollaro warf einen Blick hinein, um sich zu vergewissern, dass niemand da war, und trat an den Tisch zu seinem Vater.

Er strich ihm übers Gesicht, das so furchterregend und zugleich wunderschön war, und hielt kurz die Hand unter die Nasenlöcher, um sicherzugehen, dass er nicht mehr atmete. Plötzlich schien es ihm, als bewegten sich die Augen seines Vaters unter den Lidern und verfolgten seine Bewegungen im Halbdunkel. Er machte einen Satz rückwärts und beobachtete den Vater aus sicherer Entfernung, bewegte sich vorsichtig nach rechts, dann nach links. Dann wartete er einige Sekunden ab, doch am Ende war die Neugier in ihm größer als die Angst.

Erneut näherte sich Dollaro dem Tisch, Zentimeter für Zentimeter. Er hätte schwören können, dass der Vater ihn anlächelte. Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen und trat ganz nah ans Bett. »Aber seid Ihr denn tot?«, fragte er schließlich.

»So heißt es, ja«, erwiderte der Vater mit einem Seufzen.

»Und wie fühlt es sich an, wenn man tot ist?«

»Es ist so, wie wenn du träumst, dass du läufst, aber keinen Meter vorwärtskommst, oder wenn du schreien willst, aber es kommt kein Ton

heraus.«

»So wie auf den Bildern?«, fragte Dollaro und dachte dabei an die Gemälde in der Kirche.

»Ja. Die Dinge kommen dir wirklich vor, und du denkst, du kannst nach ihnen greifen, aber es gelingt dir nicht.«

»Wenn Ihr uns lieb gehabt hättet, wäre es nicht nötig gewesen, dass Ihr sterbt«, sagte der Junge auf einmal.

»Natürlich habe ich dich lieb. So sehr habe ich dich lieb, dich und deine Mutter. Aber manchmal reicht das nicht.«

»Warum nicht?«

Darauf wusste Giacomo keine Antwort.

Dollaro dachte, sein Vater sei deshalb nicht in der Lage gewesen zu leben, weil diese Schwermut auf ihm lastete; Susanna lachte immer noch, obwohl sie unter der Erde war. Daraus zog er den Schluss, dass ein Mensch, der schon im Leben traurig ist, dies auch nach dem Tode bleibt. »Aber fühlt Ihr Euch denn jetzt besser, wo Ihr tot seid?«, fragte er ihn.

»*Almén ho fnì ad tribulár.*« Er seufzte erneut. Wenigstens sein Leid hatte aufgehört.

Vater und Sohn plauderten noch weiter über den Tod und über süße Schmalzküchlein, über Dollaros Lieblingsspiele, über Pferde, über die Leute aus dem Dorf und über die Fische im Po, die niemals schlafen gingen. Der Junge erzählte seinem Vater auch von Susanna und von Virginias furchterregenden Schreien.

Ganz allmählich, während sie sprachen, wurde er gewahr, dass der Vater nicht mehr ganz so traurig war. Und er fragte ihn: »Pa', könntet Ihr nicht einfach wieder lebendig werden und zu uns zurückkommen?«

Auf diese Frage gab ihm Giacomo keine Antwort, sondern wechselte das Thema und beklagte seine Müdigkeit.